

kennzeichnet, vermitteln treffend den Einblick in die historischen Bedingungen der hier vollzogenen Ausgestaltung einer umfassenden Erkenntniswissenschaft.

In der hier wie auch an mehreren Stellen der historischen Erörterungen von Liebert ausgesprochenen Betonung des allem Erkennen immanenten dialektischen Momentes wird der Historiker durch den Systematiker vielleicht zu sehr beeinflusst. Wohl kündigt sich in Kants zahlreichen dualistischen Entgegensetzungen und den ihnen entsprechenden Synthesen polarer Gegensätze eine noch unbewußte Dialektik an. Die methodische Erarbeitung des dialektischen Charakters aller „Bewußt-Seinswirklichkeit“ wie auch die systematische Verwertung der wechselseitigen Entgegensetzung des Subjektiven und des Objektiven überhaupt stellen aber Errungenschaften der späteren Zeit dar.

Wenn nun dieser „Geschichtliche Teil“ der im ersten Bande des Werkes zusammengefaßten „Einführung“ auch bloß einen „als summarischen Überblick gehaltenen Abriß“ geben will, so finden sich in ihm gleichwohl einige Lücken, die gerade dem Überblick über das Ganze des problemgeschichtlichen Zusammenhanges nicht förderlich erscheinen und bei einer der nächsten Auflagen des Werkes unschwer ergänzt werden könnten. So wird etwa Heraklit neben den ausführlich behandelten Eleaten gar nicht erwähnt und tritt denn auch in der Darstellung Platons nirgends hervor. Als Schöpfer der Lehre vom „Werden“ hat aber Heraklit immerhin mitbestimmenden Einfluß auf Platons Erkenntnislehre gewonnen; als Schöpfer der „Logos“-Idee hingegen reicht seine Bedeutung für die Erkenntnistheorie noch ungleich weiter. Denn sein Wort: „τοῦ λόγου δὲ ἐόντος ξυνού ζῶουσιν οἱ πολ-

λοι ὡς ἴδιαν ἔχοντες φρόνησιν“ (Diels, Frgm. 2), eröffnet — seinem ganzen Denkgehalte nach genommen — einen Aspekt bis zu Kants „transzendentaler Apperzeption“. Daß Denkprinzipien zuerst als oder auch als Seinsprinzipien auftreten, ist ja nichts Ungewöhnliches. Und ebensowenig vermag die subjektive Einstellung eines Denkers die objektive Denkwürdigkeit seiner Leistungen zu beeinträchtigen. Darum sollte auch die so lehrreiche Divergenz zwischen den Absichten und den Ergebnissen der mittelalterlichen Erkenntnisbestrebungen (S. 41 f.) nicht fast gänzlich übergangen werden: „Was er webt, daß weiß kein Weber“. Denn nichts verdeutlicht mehr das allmähliche Ausreifen einer mit Recht als erkenntniswissenschaftlich zu bezeichnenden Geisteshaltung und Problemstellung als die Gedankenentwicklung von Augustinus über Eriugena zu Cusanus. Als Entdecker der Bewußtseins Tatsache hat Augustinus das Erkenntnisstreben des Abendlandes für immer dem Subjekt zugewandt und lange vor Descartes dessen wahre oder erborgte Verdienste („dubitare“ — „cogitare“ — „esse“) aus unzweifelhaft eigenem Meditieren erworben. Mehr noch: Augustins echt philosophische Einstellung zur „negativen Theologie“ wie nicht minder sein Geistesblitz einer „docta ignorantia“ haben Eriugena wie Cusanus machtvoll vorgearbeitet — und was sind deren Systeme einer „nesciendo“ oder „ignorando“ ergründeten Wissenschaft anderes als erste Ansätze zu einer kritischen Theorie der menschlichen Erkenntnis?

Und so möchte man zuletzt die geschichtlichen Betrachtungen auch nicht mit Kant abgeschlossen finden, sondern ganz kurz über die unbelehrt gebliebenen nachkantischen Dogmatiker bis zu jenem historisch höchst bedeut-

samen Wendepunkt fortgeführt sehen, an dem der Ruf: „Zurück zu Kant“ aus entwicklungsgeschichtlicher Notwendigkeit dermaßen laut erhoben werden mußte, daß sein Widerhall wohl nie mehr ganz verklingen wird. Denn dieses begrüßenswerte Werk kann imstande sein, mit seiner Bildungsaufgabe zugleich eine Kulturaufgabe zu erfüllen.

\* \* \*

Die Berichtigung des sinnstörenden Druckfehlers in dem Satze: „Denn man besaß nicht mehr den kritischen Idealismus Platons und besaß noch nicht den kritischen Idealismus Kants“ (S. 45), hätte die Offizin veranlassen dürfen.

Zugleich soll noch vermerkt werden, daß auch in den weiteren Werken der obengenannten, von Liebert herausgegebenen Reihe (Logik, von Burkamp, Naturphilosophie, von v. Aster<sup>1)</sup>; Pädagogik, von Petersen; Metaphysik, von Menzer) dem systematischen Teile grundsätzlich ein geschichtlicher vorangestellt ist.

F. W. Garbeis (Wien).

**Ernst von Aster:** Naturphilosophie (aus der Reihe: Die philosophischen Hauptgebiete in Grundrissen). Berlin 1932.

Naturphilosophie kann dreierlei sein: Erstens: Entwurf eines in sich geschlossenen Naturbildes, das auf den Ergebnissen der Fachwissenschaften beruht, aber prinzipiell über sie hinausgeht und schließlich irgendwie in einer Metaphysik der Natur ausmündet. Zweitens: Exakte Grundlegung der einzelnen Naturwissenschaften, Klärung

der Begriffe und des Sinnes naturwissenschaftlicher Aussagen. Drittens: Geschichtliche Entwicklung und Darstellung der Methoden, wie man in den verschiedenen Epochen die Naturwissenschaftlich erfaßt hat.

Das Astersche Buch umfaßt in gewissem Sinn die beiden letzten Richtungen, wenn auch die Schilderung des Werdens der naturwissenschaftlichen Absichten durchaus im Vordergrund steht. Das Wertvolle ist, daß es nicht eine fleißige Zusammenstellung mehr oder weniger gleichgültiger Ansichten von Philosophen über die Natur gibt, sondern daß es ohne Umwege den Schatz an Vorstellungen und Ideen herauszuarbeiten sucht, der in den Schöpfungen der Mathematiker und Naturwissenschaftler steckt. Hier ist das Buch dem Geiste der Berliner und Wiener Kreise um Reichenbach und Carnap verwandt: nicht die Systeme der Philosophie als solche dürfen im Mittelpunkt stehen, sondern die Methoden der mathematischen und physikalischen Disziplinen, deren Sinngehalt festzustellen und dann an die großen philosophischen Einsichten anzuschließen gerade eine Aufgabe der Naturphilosophie ist.

Die Darstellung Asters ist an dem tiefgehenden Gegensatz Platonischer und Galileischer Naturbetrachtung orientiert. Seit dem Erwachen wissenschaftlichen Geistes gibt es zwei Verfahren, die immer wieder nebeneinander auftauchen, sich wohl beeinflussen, aber wesentlich verschieden sind. Das eine beruht auf Schau, auf möglichst unmittelbarer Versenkung in das Wesen der Gegenstände und führt zu einem nach qualitativen Gegensätzen gegliederten, restlos anschaulichen Weltbild. Plato und Aristoteles vor allem, aber auch Goethe und Schelling, ja schließ-

<sup>1)</sup> Vgl. die Besprechung in diesem Heft, S. 709..

lich die moderne Gestalttheorie und Phänomenologie gehören in diese Linie. Das andere Verfahren, das mit Galilei beginnt, dem aber vielleicht auch Archimedes nicht allzu fernsteht, beruht auf Experiment und Rechnung. Es macht aus der Welt des unmittelbar Gegebenen zunächst eine Welt der Beobachtungsergebnisse und Zahlentabellen, und diese wird durch mathematische Zeichen „abgebildet“, wobei man schließlich auf anschauliche Darstellbarkeit völlig verzichtet.

Es ist dabei nicht zu übersehen, daß das logisch-eidetische Verfahren ganz besonders der Antike eignet, während sich das experimentell-formalisierende erst im Abendland voll entfaltet. Damit wäre — nebenbei gesagt — eine bemerkenswerte Präzision des Spenglerschen Gegensatzes apollinischer und faustischer Naturerkenntnis geliefert.

Von dieser Polarität ausgehend arbeitet der Verfasser die Grundzüge der antiken und modernen Physik heraus. Die Abschnitte über das Werden der Mechanik bei Newton und Leibniz gehören zu den besten des Buches. Man wird nicht leicht in dem Werk eines Philosophen eine so saubere und doch verständliche Darstellung der mechanischen Grundbegriffe finden. Daher bedauert man, daß nicht die zweite große Phase der Physik mit derselben Vollständigkeit behandelt wurde. Gewiß, die Relativitätstheorie kommt nicht zu kurz, aber über dem Neuen, das sie bringt, wird immer noch zu sehr die Tatsache vergessen, daß sie doch vor allem Abschluß und konsequente Durchführung von Gedanken ist, die auf Faraday und Riemann zurückgehen. Faraday werden leider nur wenige Zeilen gewidmet, und doch ist es der fundamentale Begriff des Feldes, der etwas ganz Neues darstellt, etwas, was jeder mechanisch-modellmäßigen Darstellung spottet. Hier beginnt also zum ersten

Male die von Aster oft betonte Abkehr vom anschaulichen Naturbild.

Auch die Eigenart antiker und moderner Mathematik sucht Aster aus dem polarischen Gegensatz funktionalen und gestalthaften Denkens zu verstehen. Gerade der Gestaltcharakter der antiken Geometrie und Zahlenlehre kommt sehr gut heraus, besonders zu begrüßen ist jedoch die sorgfältige Darstellung der wesentlichen Unterschiede, die zwischen dem antiken und modernen Begriff der Axiomatik bestehen. Um so mehr muß es auffallen, daß Aster nicht versucht hat, den ganz analogen Fragen bei der antiken Exhaustionsmethode (Archimedes) und der modernen Reihen- und Infinitesimalrechnung nachzugehen. Im übrigen stehen wohl die doch verhältnismäßig späten Probleme der elementaren Geometrie etwas zu sehr im Vordergrund, während wir von der höheren Mathematik vor Euklid nicht allzuviel erfahren. (Vgl. etwa die Einleitung zu A. Speiser, Gruppentheorie.)

Eingehend ist die neueste Entwicklung der Mathematik dargestellt. Nur scheint mir der Verfasser der großen Bedeutung Russells nicht ganz gerecht zu werden. Seine Theorie der Grundlagen der Mathematik ist wahrscheinlich von allen zur Zeit bestehenden die aussichtsreichste. Die einfache Typentheorie ist übrigens durchaus natürlich, legitime Begriffsbildungen werden nur von der als überflüssig erkannten (Ramsey) verzweigten Typentheorie ausgeschlossen.

Ein Eingehen auf die neuesten naturphilosophischen Versuche gewisser englischer Physiker (Eddington, Jeans) wird man kaum vermissen.

Alles in allem: sehen wir von diesen Kleinigkeiten ab, so bleibt nur zu sagen: ein ausgezeichnetes, in bestem Sinn modernes Buch. Gerade jetzt, da die naturphilosophische Einzelforschung neue Wege geht (Reichenbach, Carnap), da

allgemein das Interesse an Naturphilosophie steigt, ist ein solches Buch am Platze, das in großliniger Schau das Werden des Naturdenkens darstellt.

Thilo Vogel (Zuo z-Engadin).

**Kurt Leese:** Die Krisis und Wende des christlichen Geistes. Studien zum anthropologischen und theologischen Problem der Lebensphilosophie. Junker und Dünhaupt, Berlin 1932, XV und 420 S., brosch. 17,50 RM., geb. 20,— RM.

Das philosophisch Wichtige und Wesentliche, das uns dieses Werk bringt, ist die grundlegende und historisch ebenso wie systematisch begründete Klärung des Wesens der sogenannten Lebensphilosophie, dieses in so mannigfachen Farben schillernden Gebildes, das meist für modern gehalten wird, tatsächlich aber einen Typus philosophischen religiösen Denkens, einer bestimmten Lebens- und Gottesanschauung und einer metaphysischen Geisteshaltung darstellt, den ich nicht erst mit Jakob Böhme, sondern mit Heraklit, auf den sich so viele Lebensphilosophen berufen, beginnen lassen möchte. Das theologisch Bedeutsame an Leeses Forschungen ist die Kritik der protestantischen Religiosität mit ihrer auf Paulus und Augustinus zurückgehenden Rechtfertigungs- und Erbsündenlehre, des Pietismus mit seinem (nach den Ausdrücken des Verfassers) engen und dumpfen Seelenraum, der Orthodoxie mit ihrer aus Luthers Theologie heute neu belebten Blut- und Lösegeldtheorie, die einen Gott voraussetzt, dem etwas abverdient und der „bezahlt“ werden muß, mit ihrer jetzt Mode gewordenen Anlehnung an die verzwickten

Gedankengänge des in Angst und Schermerut versinkenden Kierkegaard, der aus seiner Greisenhaftigkeit schon als Kind kein Hehl machte, und mit ihrer philosophisch ausgehungerten dialektischen Theologie. Die Lebensphilosophie erscheint als ein Protest der wahrhaft religiösen Menschen gegen dieses Christentum, das dem Geist das sündige Fleisch gegenüberstellt, die Natur entgöttlicht und entweiht. „Das evangelische Christentum ermangelt trotz gegenteiliger Behauptungen der echten, tiefen Ehrfurcht vor der Natur und dem natürlichen Leben, die ihm im Grunde nur zu seiner sittlichen Selbstbespiegelung dienen.“ „Die ernsthafte Möglichkeit, daß die Frommen in der Bibel samt jenen alten Dogmatikern sich selbst und Gott auch mißverstanden haben könnten — mißverstanden schon darin, daß sie meinten, Gott spräche nur sie an, — liegt jener Theologie (der „orthodoxen Epigonen-theologie der Gegenwart“) weltenfern. Gäbe sie diese Möglichkeit zu, dann würde sie die Voraussetzung ihrer eigenen Möglichkeit untergraben. Es ist nichts so reformbedürftig wie die „christliche“ Anthropologie mit ihren vielfachen Schiefheiten, Unwahrheiten, Geschmacklosigkeiten, ja Roheiten!“ „Man kann nur immer wieder darüber erstaunen, daß die christliche Theologie mit dem ungeheuren Fragezeichen, das Nietzsche wie eine dunkel-schaurige Wetterwand vor ihr auftürmte, so schnell und leicht und schmerzlos fertig geworden ist.“ Was aber mit Nietzsche hereinbricht, ist nichts durchaus Neues, es hat vielmehr innerhalb des Protestantismus eine lange Geschichte. Bei Jakob Böhme, mit dem das erste Kapitel: „Gott-Werdung und Natur in Gott“ beginnt, dringen Leben und Natur in ihrer Allgewalt, mit ihrer Herrlichkeit ebenso wie mit ihren dunklen, dämonischen Tiefen in das Leben Gottes